

Alyson Richman
Der italienische Garten

Alyson Richman

Der
italienische
Garten

Roman

*Aus dem Englischen von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann*

DIANA

Zitatnachweis:

Das Zitat auf Seite 393 ff. stammt aus dem Gedicht
In Limine aus: Eugenio Montale, *Gedichte*.
1920–1954, übertragen von Hanno Helbling.
© 1987 Carl Hanser Verlag, München



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Deutsche Erstausgabe 03/2016

Copyright © 2014 by Alyson Richman

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
The Garden of Letters bei The Berkley Publishing Group,
published by The Penguin Group LLC,

a Penguin Random House Company, New York
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Lisa Scheiber

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv: © shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35858-4

www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenzeilen.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Für Katia Galvetto,
die mir Verona geschenkt hat.*

*Für Zachary, Charlotte und Stephen,
die ich immer aus ganzem Herzen
lieben werde.*

»Die Menschen haben diese Wahrheit vergessen«,
sagte der Fuchs. »Aber du darfst sie nicht vergessen.
Du bist zeitlebens für das verantwortlich,
was du dir vertraut gemacht hast.
Du bist für deine Rose verantwortlich ...«

Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*

*Portofino, Italien**Oktober 1943*

Ihr Rucksack enthält ihr Leben, auf kleine Dinge reduziert. Obwohl sie alle leicht sind, empfindet sie alles, was sie trägt, als schwere Last. Immer wieder streicht sie ihren Rock glatt, aber der Wind, der von der Bucht her weht, ist erbarmungslos und bläht den Rock auf wie einen Fallschirm.

Sie schließt die Augen und versucht sich vorzustellen, wie sie vom Deck gehoben wird, durch die kühle Luft segelt und von dort oben auf das Schiff hinabblickt, das durch das Wasser pflügt. Genua, Rapallo und die italienische Westküste zeichnen sich gegen das Wasser wie eine Messerschneide ab. Vom Schiff aus sieht sie die verblassenen Fassaden der Villen, die sich an die steilen Berghänge klammern, und die alten Hotels mit Blick aufs Meer.

Sie ist erst vor wenigen Tagen aufgebrochen, aber es kommt ihr vor, als wäre sie schon seit Monaten unterwegs. Mit ihrem grauen Kopftuch, das ihr dunkles Haar bedeckt, und in ihrem einfachen, unauffälligen marineblauen Kleid könnte sie irgendeine normale Italienerin Anfang zwanzig sein.

Ihr knurrt der Magen. Um das Hungergefühl zu verdrängen, beobachtet sie ihre Mitreisenden. Auf dem Boot befinden sich an die dreißig Personen, unter ihnen sieben deutsche Soldaten und eine Handvoll alte Frauen in schwarzer Witwentracht. Der Rest sind namenlose Männer und Frauen, nichtssagende Gestalten.

Ebenso nichtssagend, wie sie selbst zu erscheinen hofft.

Der Krieg hat sie gelehrt, sich unsichtbar zu machen: unscheinbar und zu unbedeutend, um auf der Straße angehalten zu werden. Sie kann sich nicht mehr daran erinnern, wann sie das letzte Mal ein buntes Kleid oder ihre Lieblingsseidenbluse getragen hat, die mit den weißen Blumen. Schönheit, so viel weiß sie inzwischen, ist eine Waffe, die man besser verdeckt trägt und nur hervorholt, wenn es unumgänglich ist.

Instinktiv legt sie die Hände an den Bauch, als das Schiff anlegt. Es überrascht sie, so viele Deutsche an der Anlegestelle zu sehen, denn sie hatte geglaubt, hier endlich in Sicherheit zu sein. Sie ist ihnen seit Wochen möglichst aus dem Weg gegangen, und jetzt warten sie auf dem Kai, um die Ausweise zu überprüfen.

Ihr wird ganz übel. Sie nimmt den Rucksack ab und umklammert ihn vor der Brust.

Mit zitternden Knien steht sie auf. Sie reibt sich die Wangen, damit die Farbe ins Gesicht zurückkehrt und man ihr die Angst nicht ansieht.

Aus Furcht, die Soldaten könnten ihren Rucksack durchwühlen, nimmt sie ihren gefälschten Ausweis heraus und hält ihn an den Körper gedrückt. Sie geht langsam hinter einer der Witwen her, die so ein breites Kreuz hat, dass sie hofft, dahinter Schutz zu finden – oder

dass die Soldaten zumindest zeitweilig von ihr abgelenkt werden.

Sie geht vorsichtig über die Landungsbrücke. Die weißen Häuser hoch oben auf dem Hügel sehen aus wie Zähne. Auf Terrassen ranken Bougainvilleen, und Hibiskusblüten öffnen sich wie Schirme zur Sonne hin; sie atmet den Duft von Jasmin ein, und doch werden ihre Schritte vor Angst immer unsicherer.

»Ausweis!« Die Deutschen bellen ihre Befehle und entreißen nervösen Händen die Papiere.

Elodie ist als Nächste dran. Ihre Hände umklammern den gefälschten Ausweis. Vor Wochen hat sie ihren alten Ausweis vernichtet, der über ihre wahre Identität Auskunft gab. Elodie Bertolotti heißt jetzt Anna Zorzetto.

Anna. Anna. Sie versucht sich auf ihren neuen Namen zu konzentrieren. Ihr Herz klopft wie verrückt.

»Der Nächste! Sie da!« Einer der Deutschen greift so ungestüm nach ihrem Ausweis, dass er ihre Hand dabei berührt. Sie erschauert.

»Name!«, faucht der Deutsche so scharf, dass sie vor Schreck keinen Ton herausbringt.

»Name!«

Sie öffnet den Mund, aber es kommt nichts heraus. Als sie schließlich zu stammeln beginnt, ertönt wie aus dem Nichts eine Stimme.

»Kusine! Da bist du ja!«, ruft jemand aus der Menge heraus, die sich auf dem Kai versammelt hat.

»Liebe Kusine! Endlich bist du da. Gott sei Dank. Ich warte schon seit Tagen auf dich!« Ein kräftiger Mann mit breitem Brustkorb schiebt sich an den anderen Leuten vorbei und nimmt sie in die Arme.

»Sie gehört zu mir«, erklärt er dem deutschen Soldaten.

»Meinetwegen ... Nehmen Sie sie mit«, grummelt der Soldat und greift schon nach dem Ausweis der nächsten Person in der Schlange.

Der Mann, den Elodie noch nie gesehen hat, packt sie am Arm und schiebt die Leute aus dem Weg, damit sie ihm bequem durch die Menge folgen kann.

Er schaut über die Schulter und zeigt in Richtung der Hügel. »Hier lang«, sagt er leise. »Ich wohne da oben.«

Sie bleibt einen Moment stehen. Sie kann noch die Geräusche des Hafens hören: die Deutschen, die ihre Befehle blaffen, die Rufe der Menschen, die einander suchen, das Weinen müder Kinder.

»Ich bin nicht Ihre Kusine«, sagt sie schließlich zu ihm. »Sie müssen mich verwechseln.« Sie bemüht sich, langsam und deutlich zu sprechen. Ihr ist aufgefallen, dass die Sprache des Mannes korrekter ist als der Dialekt, den sie auf dem Kai gehört hat, und dass er offenbar gebildet ist. Aber Elodie möchte, dass ihre Worte richtig verstanden werden.

Ihr Kopftuch hat sich gelockert, und die grauen Stofffalten geben ihr Gesicht frei wie zurückweichendes Wasser einen polierten Stein. Der Mann ist sofort fasziniert von ihren grünen Augen, von der Intensität ihres Blicks. Er sieht sie wortlos an, bis er sich dazu durchringt, etwas zu sagen. »Ich weiß, dass Sie nicht meine Kusine sind.«

»Und wieso haben Sie mich gerettet?«

Sie hört, wie ihm ein Seufzen entweicht.

»Alle paar Monate komme ich her und rette einen Menschen.«

Sie sieht ihn verwirrt an. »Aber wieso haben Sie ausgerechnet mich ausgesucht?«

Er mustert ihr Gesicht und sieht bestätigt, was er schon wusste.

»Warum? Ganz einfach. Ich suche denjenigen aus, der am meisten Angst hat.«

*Portofino, Italien**Oktober 1943*

Er fragt sie, ob er ihren Rucksack tragen soll. Sie sagt Nein. »Den trage ich selbst.« Er besteht nicht darauf. Er kann sie noch nicht richtig einschätzen. Er riecht nur ihre Angst. Es ist wie der Geruch eines gejagten Tiers. Sie ist unruhig und misstrauisch. Ihr Gesicht entspannt sich nicht, während sie die engen Straßen zu seinem Haus entlanggehen. Sie hält den Blick geradeaus gerichtet und hat kein Auge für die ursprüngliche Schönheit des Dorfs oder des Meers.

Er geht mal voraus, mal bleibt er zurück. Manchmal spürt er den Verrat seines Körpers. Seinen dicken Bauch, seine kurzen Beine, die Fußverletzung, die ihn vor dem Krieg bewahrt hat. Als sie vorausgeht, bemerkt er ihren kräftigen Körper. Ihre Wadenmuskeln, die straffen Hüften, ihre festen Arme.

»Wir sind fast da«, sagt er.

Sie dreht sich zu ihm um und schaut ihn an. Diesen Blick – das verzweifelte Bemühen, stark zu wirken – hat er im vergangenen Jahr unzählige Male gesehen.

»Sie können mir vertrauen«, sagt er.

Erneut sieht sie ihn an. Einer der Träger des Rucksacks rutscht ihr von der Schulter, und sie schiebt ihn wieder hoch.

»Wie heißen Sie?«, fragt er.

Sie ist so müde, dass ihr beinahe »Elodie« heraussrutscht, aber sie reißt sich im letzten Moment zusammen. »Anna«, erwidert sie. »Anna Zorzetto.«

»Anna. Ich bin Arzt. Der einzige hier im Dorf. Ich versichere Ihnen, Sie haben von mir nichts zu befürchten.«

Sie scheint seine Erklärung zwar zu registrieren, aber sie wirkt nicht beruhigt. Er bemerkt, dass stattdessen das genaue Gegenteil passiert, als würde ihr Körper sich bei jedem Wort ein Stück mehr anspannen.

Sie mustert ihn. Den Ausdruck seiner Augen, die Falten in seinem Gesicht, die sowohl Traurigkeit als auch Ernsthaftigkeit vermitteln.

Sie wendet sich ab, als wollte sie noch einmal einen Blick auf den Hafen unten werfen. Sie kämpft immer noch mit der Panik, die sich ihrer erst einige Minuten zuvor bemächtigt hatte, als zu befürchten war, dass die Echtheit ihres Ausweises angezweifelt, oder schlimmer noch, ihr Rucksack durchsucht werden würde.

»Also gut«, sagte sie schließlich, »ich werde Ihnen wohl oder übel vertrauen müssen. Was bleibt mir anderes übrig?«

Sie steigen weiter den Hügel hinauf, begehen einen engen Pfad, vorbei an Natursteinmauern, die die Terrassen begrenzen, bis sie einen kleinen Torbogen erreichen, der unter Weinranken verborgen liegt. Inmitten eines Dschungels aus Blumen und Sträuchern steht ein weißes Haus mit einer

schweren hölzernen Eingangstür, die in einer glänzend grünen Farbe gestrichen ist. Hier wachsen Zitronen- und Feigenbäume, und die Luft ist erfüllt vom Duft des Jasmins. Ihr wird schwindlig. Dies sind nicht die Bäume ihrer Kindheit in Norditalien, wo es frisch roch, nach Pinien und Wacholderbeeren. Hier hat sie das Gefühl, aus einem Traum aufzuwachen. Der Dialekt ist ihr fremd. Die Haut der Menschen hier ist wettergegerbt, die Kleidung weniger elegant.

Wie viele Tage mögen vergangen sein, seit sie das letzte Mal tief geschlafen hat? Die Erschöpfung macht sie bleischwer, und sie will nur noch schlafen. Alles, was sie tut, bedeutet einen Kraftakt, erschwert durch das Bemühen, nicht erschöpft und verletzlich zu wirken.

Im Haus bietet er ihr ein Glas Wasser an. Sie trinkt es gierig aus, und er füllt es nach. Und dann noch einmal. Er geht in die Küche und schneidet drei Scheiben Brot ab. Er füllt Honig in eine Schale. Er entfernt den Stiel von einer Kakifrukt, schneidet sie in vier Teile und löffelt das weiche Fruchtfleisch auf einen Teller.

Sie gibt nur einen Löffel Honig auf das Brot, obwohl sie eigentlich mehr möchte. Und sie nimmt auch nur ein bisschen von dem Fruchtfleisch. Sie will sich nicht anmerken lassen, wie ausgehungert sie ist. Aber das dritte Glas Wasser trinkt sie bis auf den letzten Tropfen aus.

»Sie müssen müde sein von der Reise«, sagt er. »Ich habe ein Gästezimmer, wo Sie sich ausruhen können.«

Er führt sie in ein kleines Zimmer mit weiß gestrichenen Wänden, bunten Bodenfliesen und einem Fenster mit Blick aufs Meer. Der Wind bläht die durchscheinenden Vorhänge auf, was sie daran erinnert, wie ihr Rock durch die Meeresbrise aufgebauscht wurde.

»Ja, ich muss schlafen«, erwidert sie.

Er schließt die Tür hinter ihr, und sie wartet, bis sich seine Schritte entfernen. Im Schloss steckt ein Schlüssel. Sie dreht ihn um und hört das Schließgeräusch. Jetzt, wo sie endlich in Sicherheit ist, zumindest vorerst, stellt sie ihren Rucksack aufs Bett und packt ihn aus.

Im Rucksack befinden sich neben den zu erwartenden auch einige ungewöhnliche Dinge.

Sie nimmt die erste Lage heraus. Das einfache blaue Kleid, den Unterrock, die Unterwäsche. Dann den Pullover von Luca; sie hält ihn sich ans Gesicht und atmet seinen Duft ein.

Mit klopfendem Herzen holt sie die zweite Lage heraus. Eine kleine Kulturtasche, die ihre Zahnbürste, ein Stück Seife und ihren Kamm enthält.

Als Nächstes kommt ihr Nachthemd, dann der kleine Beutel mit dem Amulett an einer Lederschnur, den sie mit den Händen umschließt. Und schließlich zieht sie von ganz unten ein Buch hervor, so dünn wie ein Schreibheft. Einen Moment hält sie inne. Sie lässt die Hand auf dem abgewetzten Deckblatt liegen. Dann, ganz langsam und mit größter Andacht, schlägt sie das Buch auf. Zwischen den Seiten liegt ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Aber es ist nicht etwa mit einem Code beschrieben, den sie nicht versteht. Und es ist auch nichts, was sie irgendwo abliefern soll wie während ihrer Zeit als Kurierin im Widerstand. Sie faltet es auseinander. Es ist ein Notenblatt.

Sie schließt die Augen und hört das Stück, das darauf niedergeschrieben wurde.

Wie hört man Noten? Ist es der Rhythmus einer wortlosen Sprache? Ein unübersetzbarer Code?

Elodie hört die Noten in ihrem Kopf wie Wassergerausche. Es beginnt wie ein leichtes Plätschern. Sie hört die Musik auch in Farben. Ein Aquarell in Blassblau, oder der Schimmer eines weißen Steins. Mal besänftigend, dann wieder anschwellend. Lange ineinander verschlungene Linien, die sie über einen ganz anderen Kanal erreichen. Nicht über den Kopf, sondern über den Bauch.

Sie schließt die Augen und denkt an ihr Cello in Verona. An das berühmte Konservatorium, wohin sie ihr Instrument jeden Morgen getragen hat, in dem schwarzen Koffer, der fast genauso groß war wie sie.

Sie erinnert sich, wie sie das Cello zwischen den Beinen gehalten hat. Die Knie zum Fixieren auf der unteren Wölbung, einen Arm um den Hals gelegt, den Bogen in der anderen Hand. Mit jedem Strich ihres Bogens brachte ihr Körper das Instrument zum Singen.

Aber jetzt nimmt sie nur das Notenblatt mit ins Bett und legt ihre gefalteten Hände darauf. Sie entspannt sich, als die Noten durch sie hindurchfließen. Der Schlaf übermannt sie schließlich, bis nichts mehr in ihrem Kopf ist außer der Melodie des Lieds.

Ihre Eltern hatten ihr das erste Instrument geschenkt, als sie sieben war. Einige Monate zuvor hatte sie sie beim Einschlafen diskutieren hören, welches Instrument sie erlernen sollte. Ihre Mutter war für die Flöte, während ihr Vater auf die Geige drängte. Aber Elodie wollte unbedingt ein Cello. Sie hatte sich während eines Konzerts

an der Schule ihres Vaters in den Klang des Instruments verliebt. Die Studenten hatten das Konzert für Violoncello von Dvořák gespielt, und sie war völlig verzaubert gewesen.

Auf dem Weg nach Hause schwang sie ihren eigenen imaginären Bogen durch die Luft. Sie hörte die Musik noch in ihrem Kopf, jede Note war ihr präsent. Der Tanz des Cellisten hatte sich in jede Muskelfaser und in jede Zelle eingepägt.

Der Tag, an dem sie schließlich ihr erstes Cello geschenkt bekam, und der Anblick ihres Vaters, der den dunklen Lederkoffer auf den Esstisch legte, gehören zu Elodies kostbarsten Erinnerungen; alle Bilder sind wie Noten, die eine Melodie ergeben. Nie wird sie vergessen, wie ihr Vater den Koffer öffnete. Das Instrument war in ein schönes rotes Seidentuch gewickelt, um den Lack vor Kratzern durch den Bogen zu schützen, und als ihr Vater das Tuch abnahm, stockte Elodie der Atem.

»Es ist ein Dreiviertelcello«, erklärte ihr Vater. »Wenn du ein bisschen größer bist, wirst du ein Viertelinstrument spielen.«

Mit klopfendem Herzen nahm sie das Instrument von ihm entgegen. Etwas derart Schönes hatte sie noch nie in der Hand gehalten.

»Und der Bogen, Elodie ...« Ihr Vater nahm den Bogen aus dem Koffer und reichte ihn ihr.

»Sie kommt nach ihrem Vater«, sagte Orsina, die spürte, dass ihre Tochter keine Probleme haben würde, wenn sie erst die notwendige Technik beherrschte. »Ich kann es kaum erwarten, sie spielen zu hören.«

Elodie begann langsam mit dem Üben, weil ihr Vater darauf bestand, dass sie alles von Anfang an richtig lernte. Als Erstes brachte er ihr bei, ihr Cello zu streicheln.

Es komme darauf an, so erklärte er seiner kleinen Tochter, sich nicht zu verkrampfen. Man müsse eine natürliche Haltung finden, in der man das Instrument umarme. »Du musst eins mit ihm werden«, sagte er.

Er nahm ihre Hände und legte sie auf die Schultern des Cellos. Dann führte er Elodies Hände langsam über die Wölbungen und Zargen, um sie jede Rundung fühlen zu lassen.

Das Holz unter ihren Händen zu spüren war wohlthuend. Jeder einzelne Teil des Instruments rief andere taktile Empfindungen hervor: der Lack, die Länge des Griffbretts, die Verzierungen in der Schnecke.

Ihr Vater zeigte ihr, wie sie die Knie benutzen musste, um den Stachel des Cellos auf dem Boden zu sichern, damit es nicht wegrutschte. Er nahm den Bogen vom Tisch. »Ein Cellist hält den Bogen ein wenig unbequemer als ein Geiger«, sagte er. »Ganz im Gegenteil zum Rest der Haltung, die beim Geigenspielen anstrengender ist.« Lachend gab er eine kleine pantomimische Einlage zum Besten und ahmte die Haltung eines Geigers nach, den verdrehten linken Arm, der das Instrument hält, und den schrägen Kopf, um die Geige zwischen Kinn und Schlüsselbein zu klemmen.

In den folgenden Wochen lernte sie, ihrem Cello Töne zu entlocken. Sie spürte, wie ihre Arme sich veränderten. Sie kamen ihr nicht länger wie zwei unbedeutende Anhänger vor, sondern wie ein mit einer ganz besonderen Kraft ausgestatteter Teil von ihr. Wie die Flügel eines Vogels konnten sie sich heben und ausbreiten. Auch ihr

Handgelenk lernte, sich zu biegen und zu strecken, um ihrem Spiel Schönheit und Eleganz zu verleihen. Sie lernte zu warten. Erst Luft zu holen, dann den Bogen über dem Steg zu halten und schließlich den Strich zu führen. Sie saugte die Anweisungen ihres Vaters mit einer Auffassungsgabe auf, die ihrem Alter weit voraus war.

»Ein guter Musiker muss die Kunst der Interpretation beherrschen«, erklärte ihr Vater. »Die Notenlinien sind wie eine Straßenkarte. Du liest die Noten, du spielst sie so, wie der Komponist sie aufgeschrieben hat, aber das Gefühl ... das ist es, was die Musik zu deiner eigenen macht.«

Sie sah ihn mit großen Augen an und legte den Bogen auf den Beinen ab.

»Du musst immer genau hinhören, was dein Lehrer dir erklärt, und es dann interpretieren ... zeigen, dass es nicht nur darum geht, die Noten zu spielen. Verstehst du, Elodie?«

Elodie nickte. »Obwohl du noch so jung bist, sehe ich dein Talent an der Art, wie du erspürst, was unter der Musik versteckt liegt.« Er nahm ihr den Bogen aus der Hand und legte ihn auf den Notenständer. Dann ergriff er ihre Hand.

»Als du gerade ein paar Monate alt warst, habe ich dich in meinen Armen gehalten. Ich habe gleich gesehen, dass du die mandelförmigen Augen und den Mund von deiner Mutter geerbt hast. Aber die Hände hattest du von mir.« Er öffnete ihre Hand. »Du hast die gleichen langen Finger, die gleiche weite Spreizung.« Er schloss ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. »Es ist dir bestimmt, eine große Cellistin zu werden; ich spüre, dass du dein Cello zum Leben erwecken willst.«

Wie ihr Vater es vorhergesehen hatte, entwickelte Elodie ein inniges Verhältnis zu ihrem Cello. Das Instrument schien nach und nach zu einem Teil von ihr zu werden, und diese Verbindung wurde mit der Zeit immer intensiver. Manchmal, wenn sie ihr Cello hielt, schien der Resonanzkörper zu pulsieren. Es kam ihr nicht in den Sinn, dass es ihr eigener Herzschlag war, den sie hörte.

Einige Jahre später bekam sie ein Vierviertel-Cello geschenkt, das ihr Vater einem pensionierten Lehrer am Konservatorium abgekauft hatte. Sie übte täglich auf dem honigfarbenen lackierten Instrument aus Ahornholz, und schon bald verfügte sie über ein umfangreiches Repertoire. Sie spielte die Cellosonate in e-Moll von Brahms und Vivaldis Sonate No.5 mit zunehmender Begeisterung. Sie bewältigte die Tarantella, ein Stück, das ihre ganze Ausdauer erforderte, aber sie übte sie so lange, bis die Noten so sauber und strahlend wie Sonnenschein erklangen.

Kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag, nur vier Monate vor den Aufnahmeprüfungen für das Liceo Musicale, das Konservatorium in Verona, kam ihr Vater mit einem vorzeitigen Geburtstagsgeschenk nach Hause.

»Es ist ein venezianisches Cello«, sagte er. Diesmal war das Instrument mit einem großen gelben Tuch bedeckt. Ihr Vater schien einen Augenblick lang zu meditieren, als würde er ein stilles Gebet sprechen. Dann nahm er mit großer Geste das Tuch weg und enthüllte das neue Cello für seine Tochter.

»Es ist großartig!«, rief Elodie aus. Die beiden Celli, die sie bisher gespielt hatte, waren schöne Instrumente gewesen, aber dieses neue war unbeschreiblich. Es war anders als jedes Cello, das sie je gesehen hatte. Der Lack

war nicht braun, sondern leuchtete rötlich. Ein topasfarbener Schimmer loderte wie ein Feuer unter der glänzenden Oberfläche.

Elodie konnte es kaum erwarten, es endlich in den Händen zu halten.

»Zu Ehren deiner Mutter musste es ein venezianisches Cello sein.«

Ihr Vater überreichte es ihr, und instinktiv begann Elodie, es zu streicheln. Sie ließ ihre Hände über die Rundungen und Zargen gleiten, so wie sie es Jahre zuvor mit ihrem ersten Cello getan hatte. Sie merkte sofort, dass die Proportionen anders waren. Der untere Teil war bauchiger, die Form wirkte üppiger. Selbst die Verzierungen an der Schnecke waren anders. So als hätte der Geigenbauer sich mehr von einer Laune leiten lassen als von der Tradition.

»Papa«, sagte sie, während sie alles abtastete, so als traute sie ihren Augen nicht, »das muss dich ein Vermögen gekostet haben!«

»Seine Reise in unser Wohnzimmer ist eine lange und komplizierte Geschichte«, sagte er leise. »Aber ich habe seinem Vorbesitzer versichert, dass du das Instrument behandeln wirst, als wäre es ein Teil von dir.«

Ihr Vater drehte sich zu dem Koffer um. Er schob die leuchtend gelbe Seide beiseite und nahm einen langen, schlanken Bogen aus dunklem Tropenholz heraus.

»Er hat gesagt, dass es mit diesem Bogen gespielt werden muss, damit es seinen Klang voll entfalten kann.« Als sie den Bogen in die Hand nahm, spürte sie sein geringes Gewicht.

»Der ist ja leicht wie eine Feder«, sagte sie.

Sie setzte sich aufrecht hin und begann, den Bogen vorzubereiten. Zuerst spannte sie ihn, dann strich sie ihn über die Saiten.

Ihr Vater nahm seine Geige und gab ihr den Kammer-ton a vor, damit sie das Instrument stimmen konnte. Sie neigte ihr Ohr zur Saite hin und strich sie. Mit geschlossenen Augen überprüfte sie den Ton noch einmal. Erst als Elodie das Cello präzise gestimmt hatte, begann sie zu spielen.

Während der nächsten Monate ließ sich Elodie immer mehr von ihrem neuen Cello inspirieren. Die Intensität und die Leidenschaft ihres Spiels ließen ihre Zuhörer allein am Vibrato erkennen, dass sie ein Ausnahmetalent erlebten. Mit ihren beinahe siebzehn Jahren hatte sie einen fraulichen Körper, sie war schlank und kräftig. Um sie auf eine Zukunft mit größerem Publikum vorzubereiten, lud ihr Vater häufig Freunde vom Liceo Musicale ein.

Sie bezauberte sowohl mit ihrer musikalischen als auch mit ihrer körperlichen Präsenz. Wenn sie den Bogen über den Steg des Cellos strich und ihn dann zurückzog, um eine einzelne lange Note zu halten, war sie wie eine Tänzerin. Professor Moretti ließ sich eines Abends zu der Bemerkung verleiten, dass sie einem Schwan ähnele, der durch jeden noch so reißenden musikalischen Fluss gleiten konnte.

Jeden Nachmittag nach der Schule klappte Elodie den Koffer auf und nahm ihr Cello heraus. »Es singt erst, wenn du es in den Händen hältst«, sagte ihre Mutter eines Tages, als Elodie zu spielen begann. Sie betrach-

tete ihre Tochter, die mit der Schläfe gegen das schwarze Griffbrett des Cellos lehnte. Der bernsteinfarbene Lack schien sich wellenförmig im Sonnenlicht zu kräuseln, und der Resonanzkörper warf einen langen Schatten auf den Boden der Wohnung.

Orsina konnte es jeden Tag kaum erwarten, Elodie spielen zu hören. Sie war regelrecht süchtig danach. Mit ihrer Musik brachte ihre Tochter Schönheit in ihr Leben. Sie konnte immer wieder nur darüber staunen, dass es ausgerechnet ihrem Kind gelang, tief in ihr schlummernde Gefühle zu wecken. Voller Geduld hatte sie gelauscht, wie Elodie als Kind Tonleitern geübt hatte, dann als junges Mädchen Arpeggien und schließlich kompliziertere Etüden spielte. Und jetzt war sie erwachsen und spielte Sonaten und vollständige Konzerte. Ihr Spiel wurde nuancierter, und auch sinnlicher. Ihre Finger tanzten über die Saiten, selbstbewusst, präzise, schnell. Der Bogen wechselte von langen, entschlossenen Strichen zu sanfter Liebkosung der Saiten.

Elodie hatte sich inzwischen die Haare lang wachsen lassen. Wenn sie sich voller Leidenschaft ihrem Spiel hingab, lösten sich manchmal die Spangen, und dann verschwand ihr Gesicht hinter einem Vorhang aus Haaren. Aber wenn ihre Hochfrisur intakt blieb, war sie eine beeindruckende Erscheinung. Sie hatte die helle Haut und die grünen Augen ihrer venezianischen Mutter. Und wenn sie vor Publikum spielte, wirkte sie engelgleich.

»Sie ist nicht nur eine begnadete Musikerin«, sagte ihr Vater zu ihrer Mutter. »Sie hat auch die sehr seltene Gabe, die Noten im Kopf zu behalten.«

Ihre Mutter verstand zuerst nicht. »Was meinst du denn damit, Pietro?«

»Ich will damit sagen, dass sie die außergewöhnliche Fähigkeit besitzt, sich ganze Partituren zu merken.« Er schüttelte den Kopf. »Von mir hat sie das nicht, Orsina.«

Elodies Gedächtnis war ihrer Mutter schon früh aufgefallen. Das Mädchen hatte sich kaum einmal etwas aufschreiben müssen. Sie konnte sich sogar deutlich daran erinnern, was sie an einem bestimmten Tag getragen hatte, selbst noch Jahre später. Wenn sie ein Buch einmal gelesen hatte, konnte sie sich an den gesamten Inhalt erinnern, ohne nachschlagen zu müssen.

»Das ist ihr venezianisches Erbe«, sagte Orsina. Sie wusste, dass das hervorragende Gedächtnis ihrer Tochter von der Seite ihrer Familie kam. Die Venezianer waren seit Jahrhunderten darin geübt, sich in einem schwimmenden Labyrinth zurechtzufinden. Dazu musste man sich Pfade, Orientierungspunkte und Geschichten besonderer Orte merken können.

Orsina konnte sich nicht den Inhalt kompletter Bücher merken, aber sie verfügte über ein gutes visuelles Gedächtnis, das sie offenbar ihrer Tochter vererbt hatte. Schon im Alter von vier Jahren hatte Elodie ihre Mutter nach Hause dirigiert, ihr erklärt, beim Lebensmittelladen müssten sie links abbiegen, am Park rechts, und an der Straße mit der Eisdielen geradeaus gehen. Orsina hatte sich darüber gefreut, dass ihre Tochter ihr den Weg wies, so wie sie selbst es bei ihrer Mutter und die wiederum bei ihrer Mutter getan hatte.

Aber Elodies Gedächtnis ging weit über das übliche

Maß hinaus, und Orsina wusste, dass es ihrer Tochter bei der Musik zugutekommen würde.

»Das wird sie von ihren Kommilitonen unterscheiden«, sagte Pietro zu seiner Frau. »Ihre Professoren werden sie für ihre Streichquartette oder für Duette mit Klavier engagieren. Es sieht einfach beeindruckend aus, wenn man bei einem Auftritt keinen Notenständer vor sich hat.«

Seit ihrem zehnten Lebensjahr nahm Elodie nach der Schule Unterricht im Konservatorium an der Ecke Via Roma und Via Manin. Mit achtzehn begann sie dort ihr Musikstudium. Jeden Tag trug sie ihren Cellokoffer in die Abgeschiedenheit des Liceo. Alles an dem Ort prägte sich ihr ein. Die blaugrauen Gipswände, die schlichten Übungsräume. Der Geruch von trockenem Laub, das auf feuchte Luft traf.

Ihr Gedächtnis war wie weicher roter Lehm. Ein Gesicht auf der Straße. Die Farben eines Kleids. Alles, was ihr begegnete, blieb in ihrem Kopf gespeichert, wie ein Netz aus bleibenden Fingerabdrücken.

Sie spielte Vivaldi, Albinoni, Beethoven, Bach und Dvořák, deren Musik durch sie hindurchfloss; ihr Körper wurde Teil des Instruments und saugte jede Note auf. Ihre muskulösen Beine hielten das Instrument, und in ihren schlanken Armen lag die ruhige Kraft einer Tänzerin.

Wenn sie spielte, schloss sie die Augen. Sie hörte das Feuer. Sie fühlte das Wasser. Ihr Bogen war wie ein Blitz. Markant. Aufleuchtend. Manchmal ruhte er eine Weile, um im nächsten Moment wieder mit Elan vor und zurück zu streichen. Sie hatte nicht die geringste Angst, wenn sie spielte.

Außerhalb der Mauern des Liceo verdüsterte sich die Welt jedoch durch den Krieg, der sich immer weiter ausbreitete. Sie spürte ihn wie einen Schatten, wenn sie die Übungsräume des Liceo oder ihr Zuhause verließ. Die Frauen in der Schlange vor dem Laden, die ihre Lebensmittelkarten umklammerten; die streikenden Fabrikarbeiter, die in den Straßen demonstrierten. Die schwarzen, sich aufblähenden Hemden der faschistischen Polizisten auf ihren Motorrädern. Es war keine Angst, die in einer einzelnen Note saß, sondern eher wie eine unübersichtliche Orchestrierung, die sie nicht entziffern konnte.

Sie wurde mit drei anderen Studenten für ein anspruchsvolles Streichquartett ausgewählt. Auch Lena, die die Viola spielte, war dabei. Die Mehrheit der Mädchen am Liceo Musicale spielte Klavier oder Flöte. Elodie und Lena gehörten zu den wenigen, die sich für ein Streichinstrument entschieden hatten.

Die beiden Mädchen wirkten sehr gegensätzlich. Elodie mit ihrem tiefschwarzen Haar, ihrem sehnigen Körper und ihren grünen Augen. Lena war eher ein nordischer Typ. Ihr Körper war weicher und runder. Blondes Haar, blaue, runde Augen. Und sie spielte die Viola mit derselben Sinnlichkeit wie Elodie ihr Cello.

Die beiden freundeten sich schnell an und lernten schon bald, das Spiel der anderen zu ergänzen. Lena lachte gern, und nach dem Unterricht nahm sie Elodie oft auf einen Espresso mit in die Cafés. Allerdings hatte sie nicht Elodies Gedächtnis. Wie die beiden anderen Studenten im Quartett musste sie die Noten vor Augen haben. Immer wieder ließen sich die männlichen Mitspieler von Lenas Schönheit ablenken.

»Franco hat dir heute während der Probe dauernd in den Ausschnitt gestarrt«, scherzte Elodie. »Ein Wunder, dass er nicht den Faden verloren hat ...«

»Er ist ein Dummkopf«, schnaubte Lena. »Selbst wenn er drei Hände hätte, würde er es nicht schaffen, meinen BH aufzumachen.«

Elodie war erstaunt über die Schlagfertigkeit ihrer Freundin, die im völligen Gegensatz zu ihrem engelhaften Aussehen und der sittsamen Fassade stand, die sie in der Schule an den Tag legte.

Lena verachtete Mussolinis Allianz mit den Deutschen. »Diese Schweine«, so bezeichnete sie die Deutschen. »Der letzte Dreck. Du wirst schon sehen ... Wenn wir nicht aufpassen, wird es uns wie den Tschechen ergehen; sie werden uns überrollen und unser Land beherrschen.«

Sie zogen Blicke auf sich, als Lena so lautstark mit ihren Gefühlen herausplatzte.

»Du solltest nicht so laut reden«, flüsterte Elodie. »Sonst landen wir noch auf der Polizeistation.«

»Wovor hast du Angst? Die Polizei sieht uns nicht als Gefahr. Du bist einfach nur ein Mädchen mit einem Cello. Die sind doch zu blöd, uns überhaupt wahrzunehmen.«

Als Elodie sich umsah, stellte sie fest, dass Lena recht hatte. Auf der Piazza wimmelte es von Frauen mit Kinderwagen, nur einige wenige Männer waren zu sehen, die auf dem Weg zur Post waren. Sie waren wirklich nur zwei Mädchen mit ihren Instrumenten, die nicht weiter auffielen. Niemand nahm auch nur die geringste Notiz von ihnen.

*Verona, Italien**April 1943*

Schon als Kind war Elodie immer mit Musik im Kopf eingeschlafen. Und wenn sie morgens aufgewacht war, hatte sie sie schon wieder gehört. »Bei den Engeln schlafen«, so nannte ihr Vater es, wenn Träume von Musik untermalt waren. Aber Elodie konnte sich an keine Zeit erinnern, in der sie nicht im Schlaf Musik gehört hätte. Ihr Vater spielte noch oft bis spät in die Nacht, wenn er alle im Schlaf währte. Leise und ruhig spielte er eine Nocturne oder hin und wieder auch eine Romanze.

Er stand immer an den hohen Fenstern, die zur Straße hinausgingen, das weiße Hemd am Kragen aufgeknöpft, die Geige unter das Kinn geklemmt.

Sein Geigenspiel war das Wiegenlied ihrer Kindheit. Wenn er Mozart spielte, dann tat er das aus Freude über gute Neuigkeiten; wenn er nervös war, spielte er Brahms; und wenn er Vergebung von ihrer Mutter suchte, spielte er Dvořák. Sie kannte ihren Vater besser durch seine Musik als durch seine Worte.

Wie sie, sprach auch er sehr wenig. Es war nicht so, dass er keine Gedanken oder Gefühle hatte. Eher hatte er

von beidem im Überfluss. Er besaß keinen kühlen Kopf. Er empfand die Dinge zu tief. Musik war für ihn schon in frühester Jugend zu einem Elixier geworden, und er hatte drei Instrumente perfekt spielen gelernt: Geige, Cello und Klavier.

Elodies Mutter war selbst keine Musikerin, aber sie hatte sich in ihn verliebt, als sie ihn auf der Bühne gehört hatte.

Er war eingeladen worden, in ihrer Geburtsstadt zu spielen, einem Labyrinth im Wasser. Ein Ort, wo im Winter der Nebel aus dem Meer stieg. Orsinas Vater besaß ein Hutgeschäft in Venedig, er war Spezialist für Vogelfedern, damit verdiente er seinen Lebensunterhalt. Er reiste drei Monate im Jahr bis nach Afrika, um seltene Federn für seinen Laden zu sammeln, der ein Treffpunkt war für alle Modebewussten der Stadt, an einer Ecke der Piazza San Marco. Von jeder Reise brachte er eine Truhe voller Federn mit: Straußenfedern, Pfauenfedern und Federn von gelben und blauen Papageien, eine exotischer als die andere.

Orsina konnte den Anblick des wunderschönen Betts ihrer Mutter nicht vergessen, das über und über mit Federn geschmückt war. Seidige Federn, wohin man blickte; eine Federdecke in Türkis, Ultramarinblau und Grün. Ihre Mutter nahm sich der extravaganten Mitbringsel ihres Vaters an, verarbeitete sie zu den schönsten Hüten und stellte sie in den Schaufenstern des Geschäfts aus. Mit ihren flinken, schlanken Fingern nähte sie Saatperlen, seidene Ansteckbuketts und zarte Schleier an die Hüte. Orsina lernte von ihrer Mutter früh die Unterscheidung der verschiedenen Stile: Glockenhüte für die Damen und

englischen Touristinnen, breitrandige Hüte für den Kirchgang und für Hochzeiten und die Flapper-Stirnbänder mit Perlen und weißen Federn für diejenigen, die gern tanzen gingen. In der Werkstatt ihrer Mutter lagen immer große Stapel Modemagazine, die Elodies Vater aus Paris schickte, damit seine Frau über den *dernier cri* auf dem Laufenden war. Orsina verbrachte ihre Tage damit, in den Magazinen zu blättern und sich von den Lagunen ihrer Kindheit weg nach Frankreich zu träumen, wo ein ganz anderes Licht herrschte. In Städte, die nicht schwammen, die dennoch schön waren. Sie stellte sie sich wie Zuckerwatte vor, leicht und luftig wie Gaze.

Orsina hätte sich nicht träumen lassen, dass ein Konzert in I Gesuiti sie dazu veranlassen würde, Venedig zu verlassen. Aber als ihre Eltern an einem Freitagabend kurz nach ihrem zwanzigsten Geburtstag das Geschäft vorzeitig schlossen und sie zu einem Konzert mitnahmen, erfuhr ihr Leben eine Wendung. Sie war hingerissen von dem jungen Geiger, der sie mit seiner Musik in eine andere Welt entführte.

Sie ging mit ihren Eltern in die Kirche, wo das Konzert stattfinden sollte, ihr Vater in einem dunklen Anzug, ihre Mutter in einem lavendelfarbenen Kleid und mit einem pflaumenfarbenen Glockenhut, der ihr Gesicht umrahmte. Orsina hatte etwas völlig anderes für sich gewählt; sie trug das Haar offen und ein gelbes Chiffonkleid.

Nachdem sie auf der hölzernen Kirchenbank Platz genommen hatten, schienen sich die Geräusche in der Kirche zu verschieben. Verschwunden war plötzlich die düstere Atmosphäre der Sonntagsmesse. Es war, als wären der blassgrüne Marmor mit seinen komplexen Mustern

und die Steinfriese elektrisch aufgeladen. Freudige Erregung breitete sich in den heiligen Hallen aus. Niemand schenkte mehr seinem Gebetbuch Beachtung. Alle reckten die Hälse, um einen Blick auf den gut aussehenden Geiger zu erhaschen, der gerade sein Instrument stimmte.

Er stand auf, hielt die Geige neben sich und lächelte bescheiden, während der Chorleiter der Kirche ihn stolz als den kürzlich entdeckten Virtuosen aus Verona vorstellte. Das Publikum klatschte, und der junge Mann, der später Elodies Vater sein würde, begann zu spielen.

Elodie hörte immer wieder gern zu, wenn ihre Mutter von den ersten Tönen schwärmte.

»Wie Magie«, sagte sie. »Mein ganzes Leben lang hatte ich mit Federn zu tun, und seine Noten kamen mir vor wie Federn, die durch die Luft schwebten. Arabesken in Bewegung, die mich ganz schwindlig machten.« Ihr verschlug es jedes Mal die Sprache, wenn sie an den Moment zurückdachte, und die Erinnerung raubte ihr buchstäblich den Atem.

»Als er eine Romanze von Beethoven spielte, geriet das Publikum regelrecht in Verzückung. Mein Vater tätschelte mir das Knie und sagte: ›Das wirst du niemals vergessen‹, es ist das erste Mal, dass du ein Genie hörst!«

»Aber er brauchte mir nicht zu sagen, dass ich diesen Moment nie vergessen würde. Ich war völlig berauscht von der Musik.« Bei diesen Worten huschte jedes Mal ein Lächeln über ihr Gesicht. »Und ich wusste auch, dass ich einen Mann, der es vermochte, so viel Schönheit zu erschaffen, würde lieben wollen.«

Elodies Vater lachte und nahm die Hand seiner Frau.

»Ich bin froh, dass ich die Geige immer mit geschlossenen Augen gespielt habe ... Hätte ich deine Mutter in der ersten Reihe sitzen sehen, mit ihrem dunklen Haar, das ihr über die Schultern fiel, und diesen Augen, so grün wie Tulpenblätter, hätte ich auf der Stelle jede Note vergessen. Zum Glück habe ich sie erst nach dem Konzert gesehen.«

Orsina strahlte. »Ich habe deiner Großmutter gesagt, dass ich genauso spielen lernen wollte. Aber sie hat nur den Kopf geschüttelt und gemeint, dass man so etwas nicht lernen kann. Dass es ein Geschenk des Himmels ist.

Nach dem Konzert standen die Leute Schlange, um deinem Vater die Hand zu schütteln. Der Chorleiter musste ihn regelrecht vor der Menge abschirmen.« In Orsinas schwarzem Haar zeigten sich zwar mittlerweile graue Strähnen, aber wenn sie lachte, konnte Elodie sich genau vorstellen, wie ihre Mutter als junge Frau gewesen war.

»Du bist mir sofort aufgefallen, Orsina«, sagte ihr Vater. Und dann sah er sie wieder wie beim ersten Mal. Das blassgelbe Chiffonkleid, das pechschwarze Haar, die strahlenden Augen. Liebevoll erinnerte er sich daran, wie ihre Hände gezittert hatten, als sie ihm das Programm hingehalten hatte, um darauf ein Autogramm zu bekommen.

»Er hat mich von meiner schönen Lagune weggelockt«, sagte Orsina viele Jahre später. »Aber ich bereue es nicht.« Manchmal jedoch, in sehr heißen Nächten, bemerkte Elodie einen Anflug von Schwermut in der Stimme ihrer Mutter, die ausgedörrt und durstig klang. Und wenn der Sommer dann mit seiner erbarmungslosen Hitze

zuschlug, hörte Elodie in den Worten ihrer Mutter traurige Sehnsucht.

»Es ist die trockene Hitze hier. Ich bin das nicht gewohnt ...« Jeden Sommer stimmte sie dasselbe Klage lied an. Voller Mitgefühl beobachtete Elodie, wie sich ihre Mutter mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. »Wo ich aufgewachsen bin, war rundherum nichts als Wasser. Tiefblau. Grün und schwarz. Wir haben die Jahreszeiten am Wasser festgemacht, am Nebel und am Dunst. Meine erste Erinnerung ist der Kontakt mit Wasser. Mein erster Geschmack war der des salzigen Meerwassers.«

Ihre Mutter hatte sich stets bemüht, an allen Dingen nur das Schöne wahrzunehmen. Sie sah das Leben durch ein einzigartiges Prisma. Sie hatte einen optimistischen Blick. Man brauchte nur die Perspektive ein wenig zu verschieben, schon konnte man eine neue Facette entdecken und sie zum Erstrahlen bringen.

Ihre Mutter hatte immer Blumen im Haus. Venezianische Vasen in allen möglichen Pastellfarben quollen über von Flieder im Frühjahr und Rosen im Sommer. Sie kochte die Speisen ihrer Kindheit: Baccalá, Polenta und Tintenfischrisotto, und zum Nachtschiff gab es Burano-Kekse, die ihr Vater in süßen Wein tunkte. Aber die Musik überließ sie ihrem Mann und ihrer Tochter. Nur wenn ihre Mutter allein im Bad war, hörte Elodie sie singen.

Ob jeder Mensch sein Lied hatte? Elodie fragte sich manchmal, ob vielleicht auch bei den Menschen, die nicht mit musikalischem Talent gesegnet waren, eine sehr persönliche Melodie in ihrem Innern schlummerte. Ihre Mutter sang nur, wenn sie in der Badewanne lag. Die Stimme

erschien Elodie wie sanftes Bienensummen. Sie schwebte in den Dunstschwaden des Badezimmers. Elodie sah ihre Mutter mit hochgestecktem Haar vor sich. Den langen Schwanenhals und ihre feingliedrigen Wangen. Sie hörte sie Lieder im venezianischen Dialekt singen. Liebeslieder und hin und wieder auch eine der melancholischen Balladen der Gondolieri.

Aber am meisten hatten es ihrer Mutter die neuesten französischen Chansons angetan. Ihr Faible für Paris war der Grund dafür, dass sie ihrer Tochter einen französischen Namen gegeben hatte. »Dein Name kam mir zugeflogen wie die Töne einer Harfe«, erklärte sie Elodie. Und lächelte, weil sie wusste, dass sie, obwohl sie diese andere Stadt der Brücken und des besonderen Lichts noch nie besucht hatte, selbst auch etwas mit einem eigenen Funken und von großer Schönheit geschaffen hatte.

Orsina war davon überzeugt, dass ihr Gesang ihr ganz persönliches Geheimnis war. Sie ahnte nicht, dass Elodie und ihr Vater bedeutungsvolle Blicke austauschten, wenn sie verkündete, sie wolle ein Bad nehmen, und die beiden die Bögen beiseitelegten, sobald das Badewasser rauschte. Dann lehnten sie sich auf ihren Stühlen zurück, schlossen die Augen und vermieden jedes Geräusch. Wie das Publikum im Konservatorium warteten sie darauf, dass Orsinas Stimme ertönte.

Sie klang beinahe wie eine Flöte. Jede Spur von Rauheit war in diesen Momenten aus ihrer Stimme verschwunden. Orsina sang in einer Sprache, die ihre Tochter nicht verstand. Aber Elodie begriff intuitiv jede Melodie. Der Gesang ihrer Mutter war geprägt von denselben Nuancen, mit denen Elodie ihre Partituren interpretierte. Sie

begann zu verstehen, warum Orsina sich die Tränen abwischte, wenn sie oder ihr Vater spielten. Sie begriff, wie es war, einer Musik zu lauschen, die ein Mensch schuf, den man liebte.

*Portofino, Italien**Oktober 1943*

»Ich heiße Angelo«, sagt er. Ein sehr wohlklingender Name, wie Elodie findet.

Der Schlaf hat ihr gutgetan. Auf dem Tisch in dem kleinen Esszimmer liegen ein langes Brot und ein kleines Stück Käse. Daneben stehen eine Karaffe Wein und zwei Gläser mit Wasser.

Sie betrachtet die Bilder an den Wänden. Kleine, einfache Meerlandschaften. Ein Fischer mit seinem Netz, ein weißes Haus vor dem blauen Meer. Angelos Alter kann sie kaum schtzen. Sein Haar ist noch schwarz, aber die ersten grauen Strähnen zeigen sich. Er ist blasser als die anderen Männer im Hafen. Seine Augen sind rauchblau.

berall sind Bücher. In den Regalen an der Wand. Auf dem kleinen Couchtisch liegen sie in Dreierstapeln, darauf sorgfältig angeordnete Muscheln. Auf der Kommode liegt ein offenes Buch, mit dem Gesicht nach unten, so als hätte er bis eben darin gelesen.

Der Anblick der Bücher beschwrt Erinnerungen an ihre erste Begegnung mit Luca herauf, und sie unterdrückt

ihre Tränen. Aber sie schnüren ihr die Kehle zu, und sie schluckt sie so heftig herunter, dass ihr übel wird.

Sie essen schweigend, und sie ist dankbar, dass er nicht das Bedürfnis hat, die Stille mit Worten zu füllen. Sie hört nur das Geräusch des Messers auf ihrem Teller oder das Knacken, als er etwas von dem Brot abbricht. Das leise Schlucken, als er von seinem Wasser trinkt.

Das alles sind Geräusche, die sie ertragen kann. Ihr Rhythmus ist sanft und klar, es beruhigt sie. Aus den Tiefen ihrer Erinnerung tauchen die venezianischen Melodien auf, die ihre Mutter singt. Sie schließt die Augen und versucht, mithilfe der Lieder ihre Ängste zu bezwingen.

Sie fragt sich, ob der Mann, der ihr gegenüber sitzt, mitbekommt, dass sie in Gedanken ganz woanders ist. Dass sie zwar auch Stücke von dem Brot abbricht und kaut und aus ihrem Glas Wasser trinkt, genau wie er, aber die Anwesenheit ihres Körpers irreführend ist. Sie besetzt zwar einen Raum gegenüber von Angelo, spiegelt seine Anwesenheit in dem einfachen Ritual des Essens, aber in Gedanken ist sie weit weg.

Sie wandert durch Raum und Zeit. Löst ihren Geist von ihrem Körper, genauso wie sie immer wieder Musik aus einem Instrument hat aufsteigen lassen, das andernfalls geschwiegen hätte.

Immer wieder sieht sie Luca vor sich, wie er in seinem Buchladen steht. Mit seinem dunklen Haar und dem Leinenkittel, aus dessen Brusttasche zwei gespitzte Bleistifte ragen. Seine Finger verschmiert von Druckerschwärze. Der Geruch von Papier. Die von unzähligen Wörtern schwere Luft.

Sie bemüht sich mit aller Kraft, diese Gedanken aus

ihrem Kopf zu verbannen. Aber ihre Hand zittert, als sie den Salzstreuer vom Tisch nimmt. Sie blickt auf und stellt fest, dass ihr Gastgeber es auch bemerkt.

Sie würde ihm gern sagen, dass sie nicht zittert, weil sie nervös ist. Das hat sie längst hinter sich. Es liegt an ihrer unsäglichen Erschöpfung. Ob sich alte Menschen wohl so fühlen? So müde vom Leben, dass man beinahe ein instinktives Bedürfnis verspürt aufzugeben. Und endlich Ruhe zu finden.

Nach dem Abendessen fragt er sie, ob sie gern baden möchte, weil er spürt, dass sie immer noch erschöpft von der Reise ist. Still und respektvoll führt er sie in das kleine Bad mit dem tiefen hölzernen Waschzuber, der bereits zur Hälfte mit kaltem Wasser gefüllt ist.

Er bringt einen großen Topf mit heißem Wasser, und wiederholt die Prozedur zweimal, bis eine angenehme Badetemperatur erreicht ist; allein beim Anblick des in die Wanne fließenden Wassers entspannt sie sich. Nachdem er sie allein gelassen und die Tür hinter sich geschlossen hat, streift sie sich die Schuhe ab. Dann zieht sie sich Rock und Bluse und schließlich die Unterwäsche aus. Sie schaut nicht in den Spiegel über dem Waschbecken. Sie inspiziert nicht ihre Haut, die spannt und ganz blass ist. Vorsichtig taucht sie einen Fuß ins Wasser, dann steigt sie hinein und setzt sich mit angezogenen Knien in den Zuber. Sie schließt die Augen und dreht das Haar im Nacken zusammen. Dann beginnt sie, leise zu singen, denn niemand soll sie hören. Sie singt nicht aus Freude, sondern aus Sehnsucht. Aus dem Bedürfnis nach Trost. Wie es ihre Mutter all die Jahre getan hat.

*Verona, Italien**April 1943*

Seit ihrem achtzehnten Lebensjahr studierte Elodie Kammermusik, Musiktheorie und später Orchesterleitung am Konservatorium, wo sie auf den Fluren häufig ihrem Vater begegnete, der dort unterrichtete.

Aber nach und nach nahm sie Veränderungen an ihm wahr. In seinem sonst so heiteren Gesicht zeigten sich mehr und mehr Sorgenfalten. Er hatte das Liceo immer für einen sakrosankten Ort gehalten, einen der letzten Bereiche, die vor dem Faschismus sicher waren. Das Salutieren und die Märsche zur Unterstützung Mussolinis sowie die Politik überhaupt waren im Großen und Ganzen draußen geblieben. Aber die vier Jahre zuvor erlassenen anti-jüdischen Gesetze hatten alle jüdischen Professoren ihrer Stellung beraubt, und jüdische Studenten durften sich nicht mehr einschreiben. Elodie erinnerte sich noch gut an den Tag, als ihr Vater wutentbrannt nach Hause gekommen war und berichtet hatte, dass Professor Moretti nicht einmal mehr seine Unterlagen aus seinem Zimmer hatte holen dürfen.

Daran musste sie wieder denken, als Lena erwähnte,



Alyson Richman

Der italienische Garten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35858-4

Diana

Erscheinungstermin: Februar 2016

Liebe und Hoffnung in einer Zeit, die kein Morgen kennt

Italien 1943: Elodie ist eine begnadete Cellistin in Verona. Mehr noch, sie entdeckt, dass sie mit ihrem musikalischen Talent und ihrem Mut Leben retten kann. Sie schließt sich dem Widerstand an und kämpft für die Freiheit ihres Landes. Als ihr Geliebter ermordet wird, flieht die junge Frau aus ihrer Heimatstadt. Im malerischen Küstenort Portofino muss sie fürchten, vor den deutschen Soldaten mit ihren gefälschten Papieren aufzufliegen – als ein Mann, den sie nie zuvor gesehen hat, behauptet, sie zu kennen. Elodie folgt ihm in sein Haus auf den Klippen, wo Angelo ihr Zuflucht gewährt. Auch er hat ein schmerzhaftes Geheimnis. Doch Elodies Ankunft erweckt ein Gefühl von Hoffnung in ihm, das Angelo für immer verloren geglaubt hatte ...